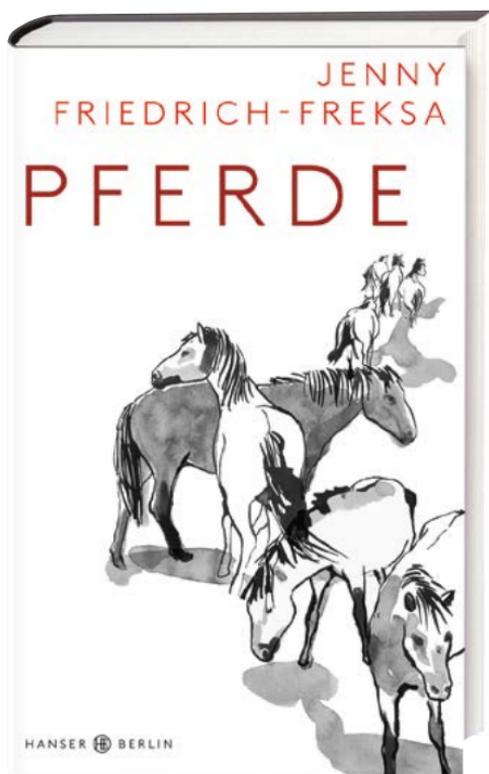


Leseprobe aus:

Jenny Friedrich-Freksa Pferde



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2018

 HANSER BERLIN



JENNY FRIEDRICH-FREKSA

PFERDE

Mit Zeichnungen von
Katharina Grossmann-Hensel

Hanser Berlin

1. Auflage 2019

ISBN 978-3-446-26205-8

© Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Illustration: © Katharina Grossmann-Hensel, Berlin

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

INHALT

Warum Pferde?	7
Morgens	17
Was ist ein Pferd?	29
Männer auf Pferden	43
Der Hof	51
Reiten	71
Winter	87
Das Wesen der Pferde	95
Amerika	113
Frauen und Pferde	133
Vertrauen	153
Sterben	171
Abends	179
Quellen	187
Dank	191



WARUM PFERDE?

Ich steige durch den Zaun. Mein Nacken tut weh, als ich mich bücke, um zwischen den Holzlatten durchzukriechen. Zu viel Bewegung für meinen angeschlagenen Hals. Sechs Wochen ist es her, seit ich vom Pferd gefallen bin. Ich weiß nicht, was genau passiert ist, meine Erinnerung an diesen Tag ist vollständig gelöscht. Ich hatte gehofft, dass mir hier draußen irgendetwas wieder einfallen würde, aber da kommt nichts.

Die Pferde stehen auf der Weide, braune und schwarze Flecken im Grün, dazwischen der Schimmel. Seit dem Unfall habe ich ihn nicht gesehen. Im Nachhinein kommen mir die Tage in der Klinik surreal vor, der Arzt, der fälschlicherweise glaubte, ich hätte mir einen Halswirbel gebrochen, die Untersuchungen und Gedächtnistests, und dann die Wochen zu Hause, in denen ich still im Bett lag, damit mein Gehirn sich erholen konnte, mit einem unerträglich leeren Kopf, der sich erst nach und nach sortierte. Die Erinnerungen kamen zurück. Nur der Tag, an dem der Unfall passierte, blieb weiterhin verschwunden.

Ich gehe ein paar Schritte auf die Pferde zu, dann bleibe ich stehen. Ich will den Schimmel rufen, wie ich es immer tue, aber der Ton bleibt mir im Hals stecken. Ich kriege nicht einmal ein Flüstern zustande. Mein Körper überrascht sich dieser Tage immer wieder selbst. Ein paar der Tiere haben mich gesehen und blicken auf. Auch der Schimmel hebt den Kopf. Wir schauen uns aus der Ferne an. Sein Kiefer malmt ruhig von einer Seite auf die andere weiter, während er mich beobachtet, dann steht sein Maul still. Ich warte. Ich bin mir nicht sicher, ob er mich erkennt. Langsam setzt er sich in Bewegung und kommt mir ent-

gegen. Er läuft wie immer, etwas zögerlich, den Kopf tief nach unten gesenkt, den Blick aber gleichzeitig interessiert nach vorne gerichtet. Als er vor mir steht, legt er sanft die Nase in meine Armbeuge. So bleibt er stehen. Mir kommen die Tränen, irgendwo von tief drinnen, wohin der Zugang versperrt war. In den letzten Wochen habe ich nicht geweint, es war, als hätten die verrutschten Synapsen nicht nur mein Erinnerungsvermögen lahmgelegt, sondern auch meine Gefühle. Aber jetzt fließt alles aus mir heraus, der Schreck und das ganze Ibuprofen, die Angst, dass etwas Wesentliches kaputtgegangen ist, und die Erleichterung, dass ich hier stehe, als sei nichts gewesen, an einem sonnigen Junitag, zwischen Gänseblümchen und Löwenzahn. Das Pferd wartet, während ich weine. Ich streichle ihm die Stirn, mit den Fingern schiebe ich seinen Schopf über den Augen zur Seite. Ein Zittern läuft durch meinen ganzen Körper. Danach werde ich ruhiger. Insekten summen über die Wiese, das Pferd vertreibt sie ab und zu mit dem Schweif. Irgendwann fängt es an, mit seiner Zunge an meinem Unterarm zu lecken. Ich glaube, ihm ist ein bisschen langweilig. Es reckt den Kopf nach unten, um zu grasen, und ich lege meine Hand auf seinen gebeugten Hals. Ich kraule dem Schimmel den Mähnenkamm und schaue ihn mir genauer an. Sein Bauch ist dick und rund geworden, kein Wunder, niemand ist ihn in den letzten Wochen geritten.

Vier Wochen später steige ich wieder in den Sattel, und alles ist fast wie früher. Nach dem Sturz hatte es Momente gegeben, in denen ich darüber nachdachte, mit dem Reiten aufzuhören. Das Risiko, noch einmal schwer zu stürzen, kam mir zu groß vor. Aber der Verzicht erschien mir noch viel größer, sodass ich den Gedanken sofort wieder verwarf.

Ich reite seit meiner Kindheit, und anders als mit etlichen anderen Dingen habe ich damit nie aufgehört. Es gibt vieles,

womit man sich beschäftigen kann – mit Hunden oder Hasen, man kann segeln gehen oder Saxofon spielen. Warum habe ich mir Pferde ausgesucht? Und weshalb faszinieren sie mich schon so lange? Und ja, nicht nur mich, sondern auffällig viele Frauen und Mädchen?

Das Verhältnis zwischen Mensch und Pferd ist sehr alt, weit mehr als 6000 Jahre und hat im Laufe der Zeit unzählige Veränderungen durchlaufen. Diese lange Geschichte fließt natürlich in unseren heutigen Umgang mit den Tieren ein. Aus einer Vergangenheit, in der Pferde als Nahrung dienten oder als Ackertiere halfen, Felder zu bewirtschaften, in der sie über lange Zeit das wichtigste Fortbewegungsmittel und in Kriegen unersetzlich waren, wurde eine Gegenwart, in der Pferde in erster Linie für den Freizeitsport gehalten werden. Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Freude am Reiten vor allem eine Freude der Männer. Doch wie kaum etwas anderes hat die Beschäftigung mit Pferden das Geschlecht gewechselt und wurde vom Männerding zur Frauensache, verbunden mit etlichen Klischees über weibliche Pferdeverrücktheit. Wie schreibt man als Frau über die Liebe zu Pferden, ohne in die Pferdemädchen-Ecke gesteckt zu werden, wo Begeisterung schnell als niedlicher Gefühlsüberschwang gilt, typisch für Mädchen und Frauen.

Dieses Buch erzählt von den sehr unterschiedlichen Anziehungskräften, die von Pferden und dem Reiten ausgehen. Sie haben mit dem Spaß an Sport und an Bewegung zu tun und mit einer Sehnsucht, die Stadtwelt hinter sich zu lassen und in die Natur einzutauchen. Es geht um Weite und um Freiheit, aber auch um die Überwindung von Angst, um Respekt und um das Vergnügen, mit diesen großen Tieren zu kommunizieren. Pferde sind intelligent und oft auch lustig.

Ich erinnere mich, wie eine Stute einmal versuchte, sich vor mir zu verstecken, als ich sie von der Koppel holen wollte.

Sonst kam sie mir entweder entgegen oder wartete, dass ich zu ihr kam. Aber an diesem Tag hatte sie offenbar überhaupt keine Lust, abgeholt zu werden. Ich war noch ein ganzes Stück von ihr entfernt, als sie sich in die hinterste Ecke der Weide aufmachte, um sich dort hinter einen Baum zu stellen. Es war eher ein Bäumchen, eine winzige Tanne, die den großen Körper des Pferdes nur sehr dürftig verdeckte. Man muss dazusagen, dass es auf der fast leeren Weide auch kein besseres Versteck gegeben hätte. Die Tanne war der einzige Baum weit und breit.

Es gibt viele kleine Momente wie diesen mit Pferden, und es gibt die großen, von beiden handelt dieses Buch. In der Natur und in der Gegenwart von Tieren nimmt man das Menschsein anders wahr als unter Menschen, auch darum geht es in den folgenden Kapiteln.

Weil die Beziehung zwischen Mensch und Pferd so alt ist, ist der Wissensschatz riesig. Man kann sich Pferden unterschiedlich nähern, von der wissenschaftlichen Seite oder von der persönlichen. Mich interessiert beides.

Mein Wissen über Pferde liegt in meinem Kopf wie in einem etwas unaufgeräumten Archiv. Es gibt dort klassische Reitlehren und moderne, Kenntnisse über Anatomie und Bewegungsabläufe, Wissen aus der Verhaltensforschung und Tiermedizin oder aus der Kulturgeschichte. In meinem Gehirn sind Gemälde aus großen Museen gespeichert und berühmte Erzählungen, wie jene über Alexander den Großen und seinen Hengst Bucephalus, aber auch mindestens fünfzehn Bände *Bille und Zottel*.

Manche Erkenntnisse lassen sich wissenschaftlich verifizieren, man kann mit Experten sprechen oder Dinge nachlesen. Andere sind Ansichtssache – unter Reitern gibt es mindestens so viele Meinungen über den richtigen Umgang mit Pferden wie unter Fußballfreunden über das richtige Training für die Nationalmannschaft.

All das vielfältige Wissen über Pferde hilft, persönliche Erlebnisse einzuordnen. Doch in ihnen liegt auch eine eigene Wahrheit, eine Realität des Empfindens, gespeist aus Gefühlen und Intuition, aus guten und schlechten Erfahrungen mit Pferden. Dieses fast instinktive Wissen bestimmt das Handeln gegenüber den Tieren enorm. Man weiß sehr oft, was funktioniert und was nicht, weil man bestimmte Situationen und Reaktionen schon unzählige Male erlebt hat.

Meine eigene Geschichte mit Pferden beginnt im Westberlin der 1980er Jahre, in einer Stadt, die für viele Dinge berühmt ist, aber nicht für ihre Nähe zu Natur und Tieren. »Wie haltet ihr es dort nur aus?«, fragt mein Großvater. »Fühlt ihr euch nicht eingesperrt?« Mein Bruder und ich kennen es nicht anders. Wenn wir die Großeltern in Göttingen oder Tübingen besuchen, warten wir im Auto manchmal stundenlang an der Grenze, das ist normal. Warum ich damals unbedingt reiten lernen wollte, weiß ich nicht mehr so genau. Eine meiner Großmütter ritt früher, und auch meine Mutter hat reiten gelernt, tat es aber nur selten. Zwei Geschwister meines Vaters verstanden viel von Pferden, er selbst voltigierte als Kind und ritt ab und zu als Erwachsener. Meine Eltern haben mir Reiten nie als Hobby vorgeschlagen, sie hatten aber auch nichts dagegen.

Ich beginne, mich näher dafür zu interessieren, als zwei meiner Freundinnen anfangen, Reitstunden zu nehmen. Ich bin beeindruckt, was sie plötzlich können. Sie trauen sich sogar, auf einem großen Pferd zu galoppieren, an einer langen Leine zwar, aber immerhin. Ich will wissen, wie das geht.

Der kleine Ponyhof in Lichterfelde, auf dem ich reiten lerne, liegt mitten in einer Wohnsiedlung, umgeben von Einfamilienhäusern. Es ist mühsam, innerhalb der Berliner Mauer Pferde zu halten. Abgeschnitten von den Feldern und Wiesen des Um-

lands, müssen viele Ställe Heu und Stroh aus Westdeutschland importieren. Der Ponyhof hat eine winzige Reitbahn, auf der ein knorriger Baum steht. Im Trab und Galopp muss man die Kurve vor dem Baum unbedingt scharf genug nehmen, um nicht in einem der unteren Äste hängenzubleiben. Wir Kinder reiten auf Ponys ohne Sattel, ständig fällt jemand herunter. Dann kommt die Reitlehrerin, hält das Pony fest und hilft uns wieder hinauf. Wenn man dauernd fällt, verliert man die Angst davor. Irgendwann bleibe ich oben.

Reitstunde ist immer nur sonntags, als Kind kommt mir das sehr selten vor. Um die Tage zwischen den Sonntagen zu überbrücken, baut mir meine Mutter ein Holzpferd, das aus einem stabilen Holzbock besteht, um den mehrere Lagen gelber Schaumstoff gewickelt sind. Es hat in etwa den Bauchumfang eines gut genährten Ponys. Unter der Woche übe ich jetzt auf dem Holzpferd aufsteigen, absteigen und reiten. Wenn eine meiner Reiterfreundinnen da ist, spielen wir Reitunterricht. Wir probieren an dem Holzpferd auch aus, wie stark man ein Pferd mit der Gerte schlagen kann. Es surrt in der Luft, wenn man richtig ausholt, und klatscht laut, wenn man den Schaumstoff trifft. Die Gerte bei einem echten Pferd zu benutzen ist viel schwieriger. Oft ruft die echte Reitlehrerin in den echten Reitstunden: »Jetzt tick ihn doch mal an!«, wenn das Pony nicht antraben will. Ich ticke dann, sehr vorsichtig. Wer will schon einem Pony wehtun.

Ich kann mich nicht erinnern, mich je wieder so vollumfänglich für etwas interessiert zu haben wie als Kind für Pferde. Meine Begeisterung fließt in alle Richtungen. Ich lese unzählige Pferdebücher, Jugendromane, die meistens in England spielen und in denen Mädchen, die Annie oder Sue heißen, vernachlässigte Pferde aus dreckigen Ställen retten. England stelle ich mir damals ziemlich heruntergekommen vor. Ich lese Pferde-

lexika, Bücher übers Dressurreiten und die Leistungsprüfungsordnung der Deutschen Reiterlichen Vereinigung. Mein Vater schenkt mir eine Tausende Jahre alte Reitlehre von Xenophon, aber das ist mir dann doch zu viel. »Der kleine Pferdefreund«, eine von mir selbst hergestellte Pferdezeitschrift im DIN-A5-Format, erscheint monatlich. Ich male Pferdeköpfe auf Titelbilder und verfasse Texte über neue Hufeisenmodelle und das korrekte Reiten von Dressuraufgaben. Irgendwo muss ich hin mit meinem neuen Wissen. In seinen Hochzeiten hat »Der kleine Pferdefreund« zehn Abonnenten, die meisten sind mit mir verwandt. Meine Göttinger Großmutter nimmt sogar an den Preisausschreiben teil.

Als ich größer werde, etwa mit dreizehn Jahren, darf ich auf den Ponys einer Arbeitskollegin meines Vaters ausreiten. Sie stehen auf einer Art Schrebergartengrundstück mit Stall und kleiner Koppel, das im Süden Berlins liegt, zwischen der Pferdeklinik, dem Museumsdorf Düppel und einem Gefängnis mit offenem Strafvollzug. Wenn ich ausreite, schaue ich die Männer auf der Straße an und überlege, wer von ihnen im Gefängnis wohnt. Im Freilichtmuseum nebenan schlagen Menschen Metall auf einem Amboss oder spinnen die Wolle der Schafe, die auf dem Gelände des Museumsdorfs leben. Die Gegend ist ein skurriles Fleckchen Erde kurz vor dem Grenzkontrollpunkt Dreilinden, direkt am Stadtrand. Ich bin gerne dort draußen, obwohl die Ausritte kurz sind. Es ist einfach nicht genug Platz in Berlin.

Heute schaffe ich es an normalen Arbeitstagen selten, abends noch raus in den Stall zu fahren. Berlin ist inzwischen doppelt so groß wie früher, und es dauert lange aus der Innenstadt ins Grüne. Aber oft schaue ich am Nachmittag aus dem Bürofenster und denke: Was für ein herrliches Ausreitwetter! Dann ste-

he ich auf, hole mir noch einen Kaffee und arbeite weiter. Den Großteil meiner Lebenszeit verbringe ich wie viele Menschen damit, auf einen Computerbildschirm zu starren.

Doch wenn ich Zeit habe, fahre ich wie früher raus zu den Pferden. Der Schimmel ist seit ein paar Jahren tot. Die braune Stute, die ich jetzt reite, steht auf einem Hof in Brandenburg. Sie gehört einer anderen Frau, ich bewege sie ein-, zweimal die Woche. Bei Regen gehen wir in die Reithalle, bei gutem Wetter auf einen der Außenplätze der Reitanlage, die sich »Horse Resort« nennt. Der Name erinnert an ein Wellnesshotel, aber das englische Wort kann auf Deutsch auch Rettung bedeuten, Zuflucht oder Ausweg. Die Pferde im Horse Resort wirken nicht so, als müssten sie gerettet werden, die meisten sind sehr ausgeglichen. Dringend Entspannung suchen eher die Menschen.

Am liebsten reite ich aus, wenn ich dort draußen bin, zusammen mit meiner Cousine, deren Pferd im gleichen Stall steht. Manchmal gehen wir in den Wald, manchmal in die Felder, manchmal auch nur die paar Schritte durch die Birkenallee rüber auf die Rennbahn. Das Oval aus Sand läuft um eine Viehweide, und während in der Mitte die Kühe und Kälber stehen und fressen, drehen wir auf der Außenbahn im Trab oder Galopp unsere Runden.

Wie schreibt man über Pferde? Wie erzählt man von einer nichtsprachlichen Beziehung, die sich über den Körper vermittelt, über Gefühle und Intuition? Das Nachdenken über Pferde und die Freude an ihnen ist auch ein Nachdenken über sich selbst, über die eigenen Sehnsüchte und Ängste, über die Frage, was einem wichtig ist und warum. Und welche Rolle Gefühle im Denken und Handeln spielen.

Über sich selbst zu schreiben, »ich« zu sagen beim Erzählen bedeutet auch, sich zu positionieren: die eigene Sozialisation zu

reflektieren, die persönlichen Zugänge zu einem Thema offenzulegen, die emotionalen ebenso wie die gedanklichen. Nicht jede Information muss biografisch beglaubigt werden. Doch nicht selten erklärt sich aus der eigenen Geschichte, welche Fragen man stellt, welche Aspekte einem wichtig erscheinen.

Seinen eigenen Platz im Geschehen zu bestimmen ist auch Pferden gegenüber wichtig. Pferde verlangen eine klare Haltung, wenn man mit ihnen zu tun hat, sie wollen ein Gegenüber, das sie einschätzen können. Sonst vertrauen sie den Menschen, an die sie geraten, nicht.

Die Menschen und all die Gedanken, die sie sich machen, sind der eine Teil der Geschichte. Die eigentlichen Protagonisten sind aber natürlich die Pferde. Ein Problem, wenn man über diese Tiere spricht, sind ihre Namen. Jede Autorin und jeder Leser weiß, wie wichtig die Namen der Helden einer Erzählung sind. Ein falscher Name macht alles kaputt. Die Stute, die ich reite, trägt den Namen Duchess. Man kann Pferde so nicht ernsthaft rufen. Aber man kann von ihnen auch nicht erzählen, indem man die Kurzformen und Kosenamen nennt, die so viele Pferde haben. Pferdenamen machen Pferde immer entweder zu groß oder zu klein. Ein Pferd, das Imperator heißt, wird garantiert »Impi« gerufen. Beide Formen eignen sich nicht, um von diesem Tier angemessen zu berichten. Um sowohl die hochgestochenen Namen als auch die merkwürdigen Kurzformen zu vermeiden, nenne ich in diesem Buch die meisten Pferde einfach nur Stuten, Wallache und Hengste. Oder Schimmel, Rappen, Fuchse und Braune. Bei Tieren, zu denen ihre Namen passen, verrate ich sie. Denn es gibt eigentlich auch sehr schöne Pferdenamen, allerdings vor allem in der Literatur: Hatatitla und Iltschi, Grimm und Fjala, Rosinante.



MORGENS

Die Stute zieht mit den Nüstern die Morgenluft ein. Mit erhobem Kopf und gespitzten Ohren schaut sie zu den Wiesen, über denen schläfrig der Frühnebel hängt, irgendetwas nimmt sie dort wahr. Ich ruckle leicht am Zügel, damit sie ihre Aufmerksamkeit wieder mir zuwendet, dann steige ich auf. Von ihrem Rücken aus kann ich bis zum Horizont sehen, die Dämmerung färbt den Himmel in ein milchiges Rosa, darüber liegt etwas Graublau, ganz oben ein Streifen Gelb. Auf dem Springplatz steht das Wasser der verregneten letzten Woche, in einer Ecke ist es zu einem kleinen See zusammengelaufen.

Oft atme ich schon in dem Moment durch, in dem ich mich ins Auto setze, um in den Stall zu fahren. Die Tür schlägt zu, der Lärm der Stadt ist ausgesperrt. Ungestört verbringe ich eine Stunde in der kleinen abgeschlossenen Autowelt, ohne Nachrichten, ohne Dramen. Die Häuserzeilen ziehen vorbei wie ein Film, den man nur nebenbei anschaut. Es kann lange dauern, Berlin hinter sich zu lassen. Stau am Reichstag wegen eines Staatsbesuchs oder einer Demonstration, Baustellen, Umleitungen und gehetzte Autofahrer, die im Kampf um ein paar Sekunden ständig die Spur wechseln, Gas, Bremse, Gas, Bremse, man will weg und steckt fest.

Heute Morgen sind die Straßen leer. Als ich losfahre, ist es noch dunkel, niemand ist unterwegs außer ein paar frühen Touristen, die ihre Rollkoffer übers Pflaster ziehen. Ich bin müde. Der Engel auf der Siegessäule hält unbeleuchtet seinen Lorbeerkranz in den dunkelblauen Himmel, blasse Laternen erhellen den weiten Platz darunter nur spärlich. Von weitem

strahlen mir die Benzinpreisanzeigen entgegen, als ich auf der langen Ost-West-Achse stadtauswärts fahre.

Die Pferde wirken erstaunt, als ich die Tür zum Stall öffne. Sie sind alle schon wach. Erwartungsvoll schauen sie mir entgegen, vielleicht halten sie mich für jemanden, der zum Füttern kommt. Die Luft ist warm hier drinnen, Lichtstrahlen fallen dämmrig durch die Boxenfenster auf die Stallgasse. Überall hört man es malmen, rascheln und schnauben. Hinten links steht die braune Stute in ihrer Box. Sie kommt zur Tür, als ich den Riegel öffne, in ihrer Mähne hängt noch Stroh von der Nacht. Sie schnuppert an meiner Hand, ich gebe ihr einen Apfel. In der Box nebenan donnert das Pferd mit dem Huf an die Trennwand. Es hat wohl bemerkt, dass es bei uns frisches Obst gibt. Ich hole Striegel und Kardätsche undbürste der Stute den Staub aus dem Fell, während sie mit der Nase im Stroh wühlt und an ein paar Halmen knabbert. Ihr linkes Hinterbein knackt, als ich es aufnehme, um den Huf auszukratzen. Ich bringe den Sattel aus der Sattelkammer herüber, lege ihn auf den Pferderücken und schließe den Gurt. Dann ziehe ich der Stute die Trense über den Kopf. Sie klimpert mit dem Gebiss in ihrem Maul, während ich die kleinen Lederriemen zuschnalle. Ich öffne die Boxentür und führe sie hinaus.

Vom anderen Stallgebäude kommt Male herübergeritten. Wir reiten zusammen, seit wir Kinder sind. Mit niemand sonst habe ich mich so viel über Pferde unterhalten, über sie gelacht oder mir Sorgen um sie gemacht. Und mit niemand sonst bin ich so oft ausgeritten. Reiten ist keine Freizeitbeschäftigung, die man so leicht mit jemandem teilen kann. Man muss es wirklich können, um zusammen ins Gelände zu gehen. Zwischen Male und mir herrscht eine große Vertrautheit, sicher auch, weil wir Cousinen sind, vor allem aber, weil wir mit den Pferden schon so viel gemeinsam erlebt haben, weil wir uns

in brenzligen Situationen gegenseitig halfen und wissen, dass wir uns aufeinander verlassen können. Wir treffen uns auch oft außerhalb des Pferdestalls, aber am meisten verbinden uns die Pferde. Wenn ich Male in der Klinik abhole, wo sie als Ärztin arbeitet, und ich sie dort im weißen Kittel und mit ernstem Gesicht über den Flur eilen sehe, ist sie mir fast ein bisschen fremd. Ich kenne sie eigentlich vor allem auf dem Pferd.

Males Rappe tänzelt auf der Stelle und trabt immer wieder an, er ist putzmunter. Am Kopf ergraut das schwarze Fell des Wallachs langsam, er ist schon 25, ein hohes Alter für ein Pferd. Aber wenn er so energiegeladen herumhüpft wie heute Morgen, wirkt er um Jahre jünger. Ich muss oft lachen, wenn ich die beiden zusammen sehe, sie sind sich so ähnlich, unternehmungslustig und ein bisschen draufgängerisch, schnell im Kopf und in den Beinen. Male sitzt in einer dicken Daunenjacke im Sattel. Mit den Händen dreht sie ihre Haare zu einem Dutt zusammen, die Zügel hängen dem Rappen lose auf dem Hals. In langen schnellen Schritten kommt er zu uns herübergelaufen.

Es macht nicht nur großen Spaß, zusammen mit den Pferden draußen unterwegs zu sein, es ist auch sicherer. Wenn eine herunterfällt, kann die andere helfen. Die meisten Reiter gehen zu zweit oder in Gruppen ins Gelände, auch weil die Pferde ruhiger sind, wenn sie nicht alleine sind.